

## Aleksandra Ziółkowska Boehm

Aleksandra Ziółkowska Boehm wurde am 15. April 1949 in Łódź geboren. Sie studierte polnische Sprache und Literatur an der Universität Łódź und promovierte an der Universität Warschau. Von 1972–1974 arbeitete sie mit dem polnischen Schriftsteller Melchior Wańkowicz (1892–1974) zusammen, dessen letzte Arbeiten – „Auslandsreportagen“ („Reportaże zagraniczne“, 1981), „Vorkriegs- und Exilwerke“ („Dzieła przedwojenne, Dzieła emigracyjne“, seit 1990) – sowie dessen Korrespondenz („Korespondencja Krystyny i Melchiora Wańkowiczów“, 1992) von ihr redaktionell überarbeitet und herausgegeben wurden. Melchior Wańkowicz hatte in seinem Testament Aleksandra Ziółkowska sein Archiv vermacht. Auf der Grundlage dieser Materialien und persönlicher Erlebnisse sind mehrere Bücher aus der Feder von Aleksandra Ziółkowska über Wańkowicz und dessen literarisches Werk entstanden: „Blisko Wańkowicza“ („In der Nähe von Wańkowicz“, 1975, 1978, 1988), „Na tropach Wańkowicza“ („Auf den Spuren von Wańkowicz“, 1989) und „Proces M. Wańkowicza“ („Der Prozeß von M. Wańkowicz“, 1989).

Von 1977 bis 1981 arbeitete Aleksandra Ziółkowska Boehm als Redaktionsmitglied für Theaterrepertoire des Polnischen Fernsehens in Warschau. Seit 1990 ist sie Mitglied des „Polnischen Schriftstellerverbandes“ („Związek Pisarzy Polskich“), seit 1991 gehört sie dem „Verband Polnischer Schriftsteller im Ausland“ („Związek Pisarzy Polskich na Obczyźnie“) mit Sitz in London und seit 1998 dem „Amerikanischen Pen-Club“ an. Die Schriftstellerin erhielt mehrere Auslandsstipendien, so vom Oxford Language Centre (1975), vom Kanadischen Kulturministerium Ontario, vom Kanadisch-Polnischen Wissenschaftsinstitut in Toronto, von der Adam-Mickiewicz-Stiftung Toronto und der Universität von Toronto (1981–1983), aber auch vom Institute of International Education in Washington (1985) und der Kościuszko-Stiftung New York (1990). Ihre in Kanada gemachten Erfahrungen schrieb Aleksandra Ziółkowska Boehm in ihrem Buch „Kanada, Kanada ...“ (1986) nieder. Eine weitere Veröffentlichung, „Ulica Żółwiego Strumienia“ („Die Schildkrötenbach-Straße“, 1995), ist ein über 16 Monate geführtes Tagebuch aus Dallas, in dem die Verfasserin ihre persönlichen Beobachtungen über kulturelle und politische Unterschiede zwischen ihrer alten Heimat Polen und ihrem neuen Heimatland Amerika auf recht subtile Weise mitteilt. Oft kehrt die Autorin in ihren Gedanken und Träumen nach Polen zurück. Dabei erinnert sie an weitere, gleichfalls aus Polen kommende Schriftsteller wie Wańkowicz, Miłosz oder Singer. Ihr Buch „Amerykanie z wyboru i inni“

(„Wahlamerikaner und andere“, 1998) geht den Wurzeln und dem Erbe bekannter Amerikaner polnischer Herkunft (wie zum Beispiel von Eva Hoffman) nach.

*Ulica złotwiego strumienia / Die Straße zum Schildkrötenfluß<sup>1</sup>*

San Francisco ... Nichts verbindet diese Stadt mit New York. Ich bin nach Berkeley geflogen, um mich mit Czesław Miłosz zu treffen. Zuvor hatten ihn bereits meine „Sponsoren“ in Washington angerufen und nachgefragt, ob er sich mit mir treffen würde. Miłosz war einverstanden. Es war kurz vor seiner Reise nach Jugoslawien, wo man den Schriftsteller übersetzt hatte. Der Termin wurde also festgemacht. Nach meiner Ankunft auf dem Flughafen von San Francisco rief ich Miłosz zu Hause an, um unser Zusammentreffen noch einmal zu bestätigen. Er erklärte mir, wie ich zum Universitätscampus fahren mußte. Seine Stimme klang angenehm und zugänglich.

Ich erblickte einen freundlich lächelnden Herren in Cordhosen. Auf dem Kopf trug er eine Mütze – es war ein windiger Tag. Sein einnehmendes Lächeln erstaunte mich, er war sympathisch und mitteilzaam. Miłosz sah geradezu jugendlich aus. Wir gingen in ein Café. Er schlug vor, heiße Schokolade und Kuchen zu bestellen. Ich wählte Nußkuchen, und auch Miłosz entschied sich dafür. Die Stimmung war angenehm. Ich war erstaunt über seinen Eindruck, den er auf mich machte, und ich sagte ihm, daß ich ihn seit jenem Treffen im Warschauer Studentenklub „Stodoła“ („Die Scheune“) völlig anders in Erinnerung hatte. Damals hatte mich seine Kühle und scheinbare Gefühlslosigkeit unangenehm berührt. Auch in London hatten mir Bekannte gesagt, daß Miłosz andere Menschen oft herablassend behandeln würde, sie nur schwer für sich einzunehmen wußte.

– In Warschau wurde ich damals herzlich empfangen, sagte Miłosz, aber es war ein ziemlich politischer Auftritt, und ich wollte keine politischen Fragen beantworten. In Krakau, wohin ich danach fuhr, spürte ich diese angespannte Atmosphäre nicht mehr. Die Stimmung in jenem Warschauer Saal erinnerte mich an einen Aufstand. Die Jugendlichen waren politisiert, und dieser Stimmung wollte ich mich nicht entgegenstellen. Ich glaube, daß so etwas Polen ins Verderben stürzen könnte ...

– Der polnische Nationalismus schadet uns, obgleich ich mit Ihnen übereinstimme, daß der Nationalismus den Polen half, weiter zu bestehen – sagte er etwas später.

<sup>1</sup> Erschienen im Verlag Dom Książki w Warszawie, Warszawa 1995; hier: Auszug aus dem neunten Kapitel, S. 388-391: Eine Begegnung mit Czesław Miłosz. Übersetzt mit freundlicher Genehmigung der Autorin von Hans-Christian Trepte, Leipzig.

Ich fragte Miłosz, ob er meinte, einen hohen Preis für die im Exil verbrachten Jahre bezahlt zu haben. (Einmal hatte Miłosz angeblich behauptet, daß allein das Wort „Exilant“ schon etwas Abfälliges enthalten würde.)

– Nein, ich denke nicht. In Paris habe ich Bücher geschrieben, man hat mich übersetzt, ich erhielt einen Preis und habe dort ein paar Jahre gelebt. In Frankreich habe ich so geschrieben, daß man mich schnell übersetzen konnte.

– Den Roman „Dolina Issy“ („Das Tal der Issa“) auch? – fragte ich.

– Nein, das „Tal der Issa“ schrieb ich aus einem Herzensbedürfnis heraus.

– Ich hatte ein Universitätsstipendium erhalten und war für ein Jahr nach Berkeley gefahren, hatte aber meine Wohnung in Paris noch nicht aufgegeben, weil ich glaubte, zurückzukommen. Nach drei Monaten hatte man mir schon den Titel eines Professors angeboten, ich hatte damit alle Stufen einer Universitätskarriere übersprungen.

– Was wäre wohl geschehen, wenn Sie kein Universitätsprofessor geworden wären ...

– Ich weiß nicht, aber irgendwie hätte ich mich schon zurechtgefunden. Wenn ich in Polen gewesen wäre, hätte ich gewiß bestimmte Dinge vertuschen müssen, das wäre mir wohl nicht erspart geblieben. Obwohl sich Różewicz und Herbert, zwei in Polen gebliebene Schriftsteller, dagegen wehren konnten. Also, vielleicht hätte auch ich mich ähnlich verhalten... Wer weiß?

– Ist es Ihnen eigentlich angenehm zu sehen, welches Interesse Sie unter anderem bei den Literaturkritikern wecken?

– Angenehm war es, als „The New Yorker“ auf einigen Seiten meine Gedichte druckte, was diese Zeitung eigentlich nicht tut. Das war wirklich sehr erfreulich.

– Möchten Sie ein beliebter Dichter sein?

– Das kann gefährlich sein. ... Was ich noch möchte? ... Eine sehr persönliche Frage ... Privat gesehen möchte ich vieles, aber darüber möchte ich nicht sprechen. Und allgemein? ... *Enlightenment* (Aufklärung) – sagte Miłosz auf englisch.

– Ich möchte 30 Jahre jünger aussehen – fügte er lachend hinzu.

– Dann würden sich die Mediziner für Sie als ein Forschungsobjekt interessieren. Übrigens sehen Sie ausgezeichnet aus – bemerkte ich.

– Ich beklage mich nicht, die Frauen haben mich geliebt ...

– Haben sie geliebt oder lieben sie noch?

– Sie lieben mich noch ...

Dann fragte Miłosz, ob es stimme, daß sich in Polen die Sitten verändern würden, ob es sozusagen eine andere Moral gäbe. Ich antwortete lachend, daß es tatsächlich solch eine Stimmung gibt.

- Ich habe viel über mich erzählt, zu viel – sagte ich zum Schluß.
- Ich höre gern zu, zuhören ist angenehm – gab Miłosz zur Antwort.

Er fuhr mich mit seinem Auto bis zur nächsten Metrostation. Dort habe ich ein Bild von ihm gemacht, auf dem er eine freundliche und ausgeglichene Miene macht.

Vor meiner Abreise nach Polen schickte mir Miłosz sein neuestes Buch „Zaczynając od mojej ulicy“ („Von meiner Straße aus“). Das zweite Exemplar bat er, seiner Bekannten in das Gebiet von Suwałki zu schicken.

Mit der Lektüre begann ich bereits in Warschau. Ich fand Abschnitte in dem Buch, die nach Jahren mit dem vor 30 Jahren geführten Briefwechsel mit Melchior Wańkowicz übereinstimmten. In dieser Zeit hatte ich gerade die Tagebücher von Roman Polański mit dem Titel „Roman“ gelesen, in denen viele polnische Namen auftauchten, viele bekannte, aber auch neue und mir fremde. Zweimal traf ich dabei auf den Namen Miłosz. Mit seiner Frau war er damals in Polańskis Residenz nach Santa Monica auf Besuch gekommen. Beim Lesen stieß ich auch auf die Beschreibung einer Situation, in der Sharon Stone, Roman Polańskis Frau, mit ihrer Freundin Judy an den Wochenenden wegfuhr, und Roman von einem bekannten Model besucht wurde. Polański rechnete mit der Diskretion aller, doch Miłosz warnte ihn, daß er gehört habe, wie Judy Sharon erzählte, daß ihr Mann während ihrer Abwesenheit eine Liebesaffäre habe. – Wenn ich du wäre – zitiert Polański Miłoszs Worte, die er wohl mehr an sich selbst gerichtet hatte –, dann würde ich versuchen, beide loszuwerden, dieses Model und Judy. Sie wollen Sharon nur gegen dich aufbringen ...

In den Texten von Miłosz fand ich allerdings nicht einmal eine Erwähnung dieses Besuchs bei Polański.

Später traf ich Miłosz in Houston wieder. Es war 1992, er kam zu einer Autorenlesung, die von dem polnischen Dichter Adam Zagajewski (in sehr gutem Englisch) moderiert wurde. Miłosz sah wie ein großer Bär aus, er war größer und älter geworden. Er las seine Gedichte auf polnisch und auf englisch (mit einem starken Akzent). Nach dem Treffen ging ich mit meinem Mann Norman zu ihm. Miłosz schien nicht in der besten Stimmung zu sein, ein wenig erinnerte sie an das damalige Treffen mit den Studenten in Warschau. Ich sprach ihn auf englisch an, er blickte mich interessiert an, und ich stellte mich vor. – Ziółkowska? Aleksandra Ziółkowska? In Houston? – verwundert schaute er mich und Norman an. Doch ich konnte die Gründe für seine Verwunderung nicht erfahren, und ich erklärte auch nichts, reichte ihm die Hand und entfernte mich wieder. Eine lange Schlange wartete auf ein Autogramm von ihm.

*Obcy/The Outsider/Der Fremde*<sup>2</sup>

Marian P. kam Anfang der fünfziger Jahre nach Kanada.

Nach ein paar Jahren beschloß er, ein Haus zu bauen. Ein eigenes Haus mit eigenen Händen geschaffen. Vor der Arbeit fürchtete er sich nicht. Das zurückgelegte Geld reichte gerade für den Kauf von Baumaterialien. Lange schaute er sich an, wie andere bauten, und lange traf er seine eigenen Vorbereitungen.

Er arbeitete in seiner Freizeit, nach der Arbeit und an freien Samstagen. An Sonntagen ruhte er sich aus, so wie Gott geboten hatte, und sammelte neue Kräfte.

Seinem Haus gegenüber stand eine Straßenlaterne, bei ihrem Licht konnte er bis zum späten Abend arbeiten. In der Nacht kehrte er in sein gemietetes Zimmer zurück und schlief.

Mit Stolz und Liebe betrachtete er das entstehende Gebäude. Die Arbeit schritt langsam, doch systematisch voran.

Die Nachbarn mochten den hartnäckigen Polen nicht sonderlich, der wie besessen arbeitete, keine Zeit für ein Schwätzchen hatte und unzugänglich, ja mürrisch erschien. Vor allem war er für sie ein Neuankömmling, ein Fremder.

Seit geraumer Zeit bemerkte Marian Steine, die um sein Haus herum lagen. Neidische Nachbarn drückten wohl auf diese Art und Weise ihre Antipathie dem Neuankömmling gegenüber aus.

– Wie sinnlos ist doch das Ganze – sagte er zu sich selbst. Sie sind doch genauso wie ich einmal hierhergekommen. Die einen früher, die anderen später ... Nur die Indianer könnten mir vorwerfen, dass ich in *ibr* Land gekommen sei.

An einem Samstagnachmittag saß er auf dem Dach, um die letzten Schindeln festzumachen. Er hatte nun fast vier Monate gearbeitet, bald würde er in der Lage sein umzuziehen, um dann die Innenarbeiten an Ort und Stelle zu vollenden.

Auf der anderen Straßenseite sah er einen jungen Mann, wie er sich beugte, um einen Stein aufzuheben. Über seine Absicht gab es kaum einen Zweifel. Marian schaute ihn an. Sie beobachteten sich gegenseitig. Der Unbekannte stand bewegungslos mit dem Stein in der Hand. Marian wendete langsam seinen Kopf, als wollte er nach einem weiteren Nagel greifen. Schnell drehte er sich um. Er sah die erhobene Hand, bereit, den Stein zu werfen. Sie sahen sich wieder an. Unter dem Eindruck des Blickes sank die Hand des anderen gleichsam automatisch. Marian gab vor,

<sup>2</sup> Auszüge aus: Kanada, Kanada. Warszawa 1986, hier S. 36 f.

seine Arbeit wieder fortzusetzen, doch dann drehte er sich plötzlich schnell um. Der Mann auf der anderen Seite ließ erneut seine Hand sinken. Die Situation wiederholte sich ein paar Mal. Der andere konnte nicht den Stein werfen, Marians Blick hatte scheinbar seine Bewegung gelähmt. Schließlich reichte es Marian.

– Du Hundesohn, was willst du nur? – schrie er.

– Du verfluchter DP!<sup>3</sup>

Der Stein flog, machte einen Bogen und landete direkt vor dem Haus. Schnell kletterte Marian vom Dach, nach wenigen Sprüngen befand er sich bei dem Eindringling.

– Was willst du nur von mir, du Hundesohn?

– Du Dipi – hörte er als Antwort. Der Unbekannte hatte verächtlich seinen Mund verzogen.

Marian versetzte ihm erneut einen Schlag, und danach noch einen zweiten. Der Mann ging jetzt zu Boden. Er versetzte ihm noch ein paar gezielte Fußstritte.

– Gib's ihm! Gib's ihm! – hörte er.

Er blickte sich um. Fenster wurden geöffnet. Die Nachbarn, die den Zwischenfall beobachtet hatten, lächelten. Das erste Mal wohlwollend.

– Gut hast du das gemacht ...!

Die Sympathien waren auf seiner Seite. Marian kam wieder zur Besinnung. Mit der Hand brachte er seine zerzausten Haare in Ordnung, und als sei nichts geschehen, setzte er ruhig seine unterbrochene Arbeit fort.

Seit dieser Zeit verspürte er nicht mehr den Neid seiner Nachbarn.

„Pilsudski“ *na farmie* / *Down on the farm* / *Unten auf der Farm*<sup>4</sup>

Sie wanderten zu dritt los, zwei Ukrainer und ein Pole. Die Wanderstöße mit dem Beutel hatten sie sich über die Schultern geworfen. Die Wegrichtung kannten sie. Sie wollten in das Städtchen Lethbridge. Man hatte ihnen gesagt, daß es einen Tagesmarsch entfernt sei. Also brachen sie gemeinsam auf, um sich Gesellschaft zu leisten, obwohl sie kaum miteinander sprachen. Jeder war mit seinen eigenen Dingen beschäftigt.

Sie kamen an einer Siedlung vorbei und waren durstig. Dort gab es einen Brunnen, doch sie hatten nichts, woraus sie hätten trinken können. So klopfen sie lange an eine Tür. Endlich hörten sie jemanden schreien. Durch das Fenster konnten sie eine erzürnte Frau sehen, die sie anschrie. Sie verstanden kein Wort, doch wußten sie, daß sie weggehen sollten.

<sup>3</sup> Displaced Person, eine offizielle Bezeichnung der UNO für heimatlose Flüchtlinge, aber auch illegale Einwanderer nach dem Zweiten Weltkrieg.

<sup>4</sup> Ebenda, S. 46-56.

Im Hof fanden sie eine ausgebeulte alte Konservenbüchse, mit der sie Wasser aus dem Brunnen schöpften und so ihren Durst stillten. Das Wasser war kristallklar und kühl.

Dann zogen sie weiter. Gegen Einbruch der Dunkelheit erreichten sie ihr Ziel. Erschöpft und müde verbrachten sie die Nacht in einem Schuppen. Gegen Morgen flüsternten sich die Ukrainer etwas zu und gingen auf Arbeitssuche. Adam zögerte noch. Als die Ukrainer nach einigen Stunden nicht zurückkamen, wußte er, daß sie Arbeit gefunden hatten.

Er ging nach draußen und schaute sich in der Umgebung um. Das Städtchen war nicht groß. Er wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte. Endlich stieß er auf einen Landarbeiter. Er trug einen Beutel auf dem Rücken und hatte einen gezwirbelten Schnurrbart. Er trat ihm in den Weg und fragte.

– Bist du Pole?

– Ja. Und du?

– Ich bin auch Pole.

Sie reichten sich die Hände. Der Unbekannte stellte sich vor.

– Mein Name ist Jan Czop, ich komme aus der Nähe von Rzeszów. Ich hatte 'mal Arbeit hier, aber die ist zu Ende. Ich habe auf einer Gemüsegarten gearbeitet. Alles mußte ich auf den Knien machen. Ich habe sie mir mit Gummipflanzen umwickelt. Ein Dreck, wie ich ihn noch nicht gesehen habe. Die Muskeln haben mir so weh getan, daß ich mich nicht mehr rühren konnte. Aber ich habe mich daran gewöhnt. Nur daß eben der Job zu Ende ist. Der Farmer hat sein ganzes Geschäft aufgegeben. Ich fahre jetzt in die Stadt. Vielleicht treffe ich dort auf meinen Glücksstern. Es wird gesagt, daß es in der Stadt leichter sei. Also komm, laß uns zusammen dahin gehen.

– Nein, ich will erst einmal mein Glück auf einer Farm versuchen.

– Du tust mir wirklich leid, mein Junge. Du wirst vor Hunger sterben. Arbeit wirst du nicht bekommen. Hier wohnen meistens Ukrainer. Und Polen mögen die nicht. Kannst du noch eine andere Sprache außer Polnisch?

– Russisch.

– Das ist gut. Sag ihnen, daß du ein Russe bist, das wird dir helfen.

Er wünschte Adam Glück und verabschiedete sich.

Adam wanderte mehrere Stunden durch die Gegend. Und er sprach niemanden mehr an. Ermüdet setzte er sich an den Straßenrand und ruhte sich aus. Er wußte nicht, was er weiter machen sollte.

Ein sauberes Auto hielt neben ihm an. Ein junger Mensch, gut gekleidet, stieg aus. Er schaute Adam an und fragte:

– Suchst du Arbeit? Wer bist du?

– Ein Russe.

– Gut. Ich stelle dich den ganzen Sommer über an. Du bekommst einen Dollar fünfzig pro Stunde, plus Kost und Logis. Zur Erntezeit bekommst du mehr.

Sie stiegen in das Auto. Der Farmer sagte, daß er Kanadier ukrainischer Herkunft sei, jedoch in Alberta geboren wurde und dort auch aufgewachsen war. Ihm gefiel die Umgebung von Lethbridge, da die Mehrheit der Einwohner – wie er – ukrainischer Abstammung war.

Nach dreißig Meilen bogen sie von der Hauptstraße in eine Seitenstraße ab. Am Ende des Weges erblickte Adam ein großes, modernes Haus, mit Wirtschaftsgebäuden darum.

Sie stiegen aus. Der Farmer führte ihn in das Haus und stellte ihm seine Frau vor. Überall herrschte Ordnung, und es war sauber.

Sie aßen zu Abend. Der Farmer berichtete über seine früheren Landarbeiter.

– Ich bin froh, daß du ein Russe bist. Früher hatte ich zweimal Ukrainer, und ich hatte viele Sorgen mit ihnen. Polen stelle ich überhaupt nicht ein, denn die sind am schlimmsten.

Adam schluckte mit Mühe. Er blickte aus dem Fenster und fragte:

– Wer wohnt noch in der Nachbarschaft?

– Ein Ukrainer und zwei Franzosen.

Er bedankte sich für das Abendessen, ging auf sein Zimmer und schlief ein.

Am Morgen, nach dem Frühstück, führte ihn der Farmer auf seinem Wirtschaftshof herum. Er zeigte Adam die Ställe, die Kühe und danach die Pferde. Vier Pferde standen im Stall, die übrigen waren wild, waren draußen auf dem Feld. „Pferde so groß wie Drachen“ – dachte mit einem begutachtenden Blick Adam.

– Sprich laut mit ihnen, und sprich sie mit ihren Namen an. Und jetzt zeige ich dir den Hühnerstall.

Der Farmer blieb vor der Tür stehen und klopfte drei Mal. „Ein Bekloppter“ – dachte Adam.

– Du mußt das genauso machen. Dreimal anklopfen und dazu am besten noch ein bißchen husten.

„Der nimmt mich wohl auf den Arm“ – dachte wütend Adam.

Mit der Arbeit war er zufrieden und lernte sie zu schätzen. Seinem Urteil nach war sie weder zu schwer noch gab es zu viel zu tun. Mit der Zeit hatte er begriffen, daß die Tiere richtig zu behandeln waren, und wie der Bauer das machte, das imponierte ihm schon. In Polen, erinnerte er sich, sprach man mit den Pferden nur mit der Peitsche. Inzwischen hatte er festgestellt, daß je mehr man mit einem Pferd sprach, es desto besser auch verstand. Er lernte, daß man es nur dann schlagen sollte, wenn es wider-

spenstig war und sich Befehlen widersetzte. Wenn man die Tür zum Hühnerstall plötzlich öffnete, dann erschraken die Hühner und flogen panikartig durch den ganzen Hühnerstall und traten sich gegenseitig nieder. Klopfte man jedoch an, dann hatten sie keine Angst und verhielten sich ruhig.

Ihm gefiel diese kanadische Art der Hofwirtschaft.

Fünf Wochen waren vergangen. An einem Sonntag, Adam war gerade auf dem Hof, sah er eine einspännige Britschka sich nähern, die einen Unbekannten brachte. Adam öffnete ihm das Tor. Der Fremde hielt das Pferd an und stieg aus. Er sprach ihn auf Russisch an.

– Zdrastwujte towarischtsch.

– Zdrastwujte gospodin – antwortete Adam.<sup>5</sup>

Ich heiße Aleksej Tscharnowy und bin wie du Russe. Ich war Matrose bei der Flotte des Zaren gewesen. Ich bin aus Rußland nach Polen geflüchtet, dann bin ich hierher gekommen. Man hat mir erzählt, daß du erst vor kurzem Rußland verlassen hast, und so bin ich gekommen, um etwas Neues von dir zu erfahren.

Adam spürte, wie er rot wurde. Er begann, etwas zu sagen, brach ab und schwieg.

Aleksej stand einen Augenblick schweigend da, dann klopfte er Adam auf die Schulter.

– Also gut ... Ich weiß, daß du ein „Piłsudski-Pole“ bist.<sup>6</sup> Ich weiß Bescheid.

Aleksej ging zum Hausherren, und sie unterhielten sich lange. Adam war gefaßt, daß er entlassen, daß man ihn wegschicken würde. Aber nichts geschah, es stellte sich heraus, daß ihn der Russe nicht verraten hatte. Die Gefahr war vorerst abgewendet worden.

Adam bekam Post aus Polen. Seine Eltern bestätigten ihm den Eingang des Geldes, das er ihnen regelmäßig schickte, um die Anleihe zurückzahlen, die er wegen seiner Ausreise nach Kanada aufgenommen hatte. Die Eltern schickten ihm auch ihren Segen.

Einmal ließ er einen Brief auf dem Tisch zurück und ging hinaus zum Pferdestall. Nach einer Stunde kam er zurück und führte eines der Pferde mit sich. Er sah, wie der Farmer auf dem Hof hin- und herlief, wütend, wie er ihn noch nie gesehen hatte. Er ging auf Adam zu.

<sup>5</sup> Russ.; auf dt. etwa: Guten Tag, Kamerad, Guten Tag, mein Herr.

<sup>6</sup> Józef Klemens Piłsudski (1867–1935), polnischer Marschall, 1892 Mitbegründer der Polnischen Sozialistischen Partei, 1914–1917 Kommandeur der Polnischen Legionen. Von 1918 bis 1922 Polnischer Staatspräsident und Oberbefehlshaber der Armee. Unter der Führung von Piłsudski kam es im Mai 1926 zum Staatsstreich und zur autoritären Machtübernahme.

– So, du bist also Pole?!

– Ja, ich bin Pole! Hier, nimm die Zügel. Vielen Dank für deine Großzügigkeit. Mir reicht es!

Der Farmer stand verwirrt da. Eine ganze Zeitlang sagte er nichts. Schließlich sprach er:

– Wenn mein Vater vorbeikommt, dann werde ich ihm schon meine Meinung sagen. Er hat mir gesagt, daß die Polen schlechte Menschen wären. Doch du arbeitest bei mir schon zwei Monate, und ich sehe, alles ist in bester Ordnung ... Geh' nicht weg. Bleibe hier. Ich werde dir mehr zahlen, denn du bist es wert.

Sie reichten sich die Hände.

Adam beruhigte sich, er hörte auf, sich Gedanken zu machen, daß er sich wegen seiner polnischen Herkunft nach einer neuen Arbeit umsehen mußte. In der Nachbarschaft verbreitete sich die Nachricht, daß er Pole sei, und die Leute begannen, ihn argwöhnisch zu betrachten. Der vierjährige Junge des Nachbarn hatte eine solche Angst vor ihm, daß er bereits bei Adams bloßem Anblick zu flüchten begann. Immerhin hatte man das Kind gewarnt, daß, sobald er etwas Schlechtes anstelle, würde der „Pole kommen und ihn mit sich nehmen“.

Doch auf der Farm war die Stimmung in Ordnung. Der Farmer bezahlte ihn gut.

\* \* \*

Es kam die Erntezeit. Arbeit gab es zur Genüge. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Die Arbeit war schwer, doch der Farmer zahlte ihm sechs Dollar pro Tag. Auf den Feldern droschen riesige Dampfmaschinen. Sechs Fuhrwerke brachten das in Garben gebundene Getreide herbei. Adam erhielt für die Arbeit drei Wagen und drei Leute. Einer der Arbeiter mochte ihn ganz offensichtlich nicht. Er sprach halblaut zu sich: „Diese Einwanderer nehmen den Kanadiern nur die Arbeit weg und pfuschen“.

Adam reagierte nicht. Einmal ruhten sie sich aus, ein paar der Arbeiter hatten bereits das auf das Feld gebrachte Mittagessen aufgegessen. Der Farmer hatte gerade jemanden gerügt, daß er zu langsam arbeite. Es war derjenige, der Adam nicht mochte. Dieses Mal sagte er laut:

– Ich warte nur darauf, dir eins in die Fresse zu geben.

Adam hörte mit dem Essen auf. Er zog sich ein Paar harte, für die Arbeit auf dem Feld bestimmte Handschuhe über.

– Komm nur her. Los!

Der andere erhob sich zögernd. Sie begannen zu boxen, Adam, ein starker und großer Kerl, demonstrierte auf der Stelle seine Überlegenheit. Sein Gegner stürzte, das Gesicht war mit Blut verschmiert.

Es gab ein großes Durcheinander. Ein Polizist kam und schaute sich den zu Boden Gestreckten an, dessen Platzwunden versorgt wurden. Er hörte sich die Aussagen der Zeugen des Vorfalles an. Schließlich wandte er sich an Adam:

– Schlag nie wieder jemanden auf die Weise zusammen, wie du es getan hast. Du kannst ja einen Menschen umbringen.

Der Polizist fuhr wieder weg. Und über Adam verbreitete sich die Kunde: Bündle nicht mit ihm an, denn der „Piłsudski-Pole“ schlägt zurück. Dieser Name „Piłsudski“, der für seine antirussische Einstellung bekannt war, blieb für immer an ihm haften.

Es wurde Winter. Schon im November gab es heftige Schneefälle. Einmal war die Temperatur bis auf 40 Grad unter Null gefallen. Auf der Farm kam ein Mann an, alt, schwarz im Gesicht und dünn. Er zitterte vor Kälte. Adam half ihm, vom Wagen zu steigen. Der Mann fluchte abwechselnd auf französisch und englisch. Er zog seine Jacke aus. Darunter trug einen weichen Wollpullover. Mit der Jacke unter dem Arm ging er zum Fluß. Er lief und warf nur so mit Flüchen um sich. Erschrocken folgte ihm Adam. Er glaubte, daß der Mann sich ertränken würde. Und er sah, daß der Mann sich über ein Eisloch beugte und die Jacke ins Wasser steckte, sie dort eine Weile ließ und dann wieder herauszog, ein paar Mal wiederholte er das Ganze. Dann brach er die gefrorene Jacke an mehreren Stellen und zog sie sich über. Mit den Händen schlug er um sich und auf seinen Körper.

– Jetzt wird es mir wieder wärmer werden, sagte er. Adam erfuhr, daß die gefrorene Jacke nun gegen Wind und Kälte undurchlässig war.

Der Winter ging zu Ende. Fast ein Jahr war vergangen, seit Adam auf die Farm gekommen war. Und es zog ihn in die Welt hinaus. Er wollte neue Städte kennenlernen. Er traf zwei Polen, die ihm von einer großen Stadt berichteten. Einer von ihnen versprach, ihm für einen Dollar gute Ratschläge zu geben – wie man beispielsweise ohne Fahrschein mit dem Zug fährt, wie die Züge in ganz Kanada verkehren, wo und wie lange sie anhalten, wo sie Wasser aufnehmen und wo die Polizei am wenigsten aufpaßt. Adam bekam sogar eine Landkarte von dem gut informierten Polen.

Er sehnte sich nach einem Abenteuer, und er sprach mit dem Farmer darüber, der ihm jedoch riet, noch bis zu Ostern zu bleiben.

Viele Gäste kamen zu den Osterfeiertagen. Alle waren gut gekleidet und guter Dinge. Adam vermied jedoch ihre Gesellschaft. Während des Abendessens rief der Farmer ihn zu sich und fragte:

– Weshalb bist du nicht früher zu uns gekommen?

– Ich geniere mich. Ich bin ein einfacher Arbeiter, und das hier sind feine Herrschaften. In meinem alten Land hat der Arbeiter nicht zusammen mit den Gästen gegessen und nicht mit den Herrschaften gespeist ...

Der Farmer begann zu lachen:

– Das hier ist Kanada. Wir alle waren einmal arm, doch dann hat uns der Glücksstern geleuchtet, und heute geht es uns allen gut, und wir haben von allem ausreichend. Genauso hast auch du eine große Chance für die Zukunft. Auch du wirst einmal dein Glück machen.

Eine Woche später machte sich Adam auf den Weg, um seinen Glücksstern zu suchen. Er verließ das Dorf und ging in die Stadt.

*Przeprawa / The Crossing / Die Passage*<sup>7</sup>

Bereits den vierten Monat hatte Julian als Tellerwäscher in einem Restaurant in Montreal gearbeitet und wartete darauf, daß sich seine Lebenssituation verbessern würde. Er war niedergeschlagen, die schwere Arbeit gefiel ihm nicht, doch er wußte, daß es von denen, die wie er eine bessere Arbeit suchten, sehr viele gab. Immer wieder kamen Neuankömmlinge nach Kanada, die der Krieg über die Welt zerstreut hatte. Sie kamen mit der Hoffnung, hier ein neues Leben beginnen zu können.

Eines Tages erhielt er einen Brief von einem Freund, der wie er in demselben Dorf geboren worden war. Später in der Fremde, beide auf Arbeitssuche, hatten sie sich wiedergetroffen. Der Freund schrieb, daß er im Bergbau in der Abana-Mine, in der Nähe von Abitibi, etwa 400 Kilometer nördlich von Montreal, arbeite. Er riet Julian, seinen Job aufzugeben, zu ihm in den Norden zu kommen, so daß sie gemeinsam in den Erzlagerstätten ihr Glück suchen könnten. Julians Freund hatte dem Brief 14 Dollar für die Reise beigelegt und auch eine skizzierte Karte von der Umgebung der Mine mitgeschickt, auf der der Weg, wie man zu ihr gelangte, eingezeichnet war. Julian sollte den Zug bis zur Stadt Trois Rivières nehmen und den Rest des Weges zu Fuß gehen.

Julian überlegte nicht lange. Er packte alles, was er besaß, darunter ein Paar schwere Bergmannsstiefel, in einen aus Korbweide geflochtenen Koffer. Für den Weg zog er sich leichte, bequeme Schuhe an.

Zum Essen nahm er sich nur eine Apfelsine mit.

Es war August, und es war heiß, als Julian in den Zug nach Trois Rivières stieg. Der Berechnung seines Freundes zufolge waren es von Trois Rivières noch 14 Meilen bis zur Mine. Der Weg sollte durch einen Wald führen, an dessen Ende sich ein Sägewerk befand.

Es war vier Uhr nachmittag, als Julian aus dem Zug stieg. Gleich neben dem Bahnhof befand sich ein Geschäft. Julian ging hinein und versuchte zu erklären, wohin er eigentlich gehen wollte. Er sprach weder Französisch noch Englisch, dennoch versuchte er zu verdeutlichen, worum es

<sup>7</sup> Ebenda, S. 61-68.

ihm ging. Einer der Französisch sprechenden Kunden war bereit, ihn bis zum Sägewerk mitzunehmen, weiter, so sagte er, gebe es keine Straße mehr. Man müsse sich zu Fuß oder auf dem Pferd durch den Wald kämpfen. Der Mann holte sein Auto, Julian stieg ein, und sie fuhren los. Nach geraumer Zeit erreichten sie das Sägewerk am Ende des Weges. Die Skizze von Julians Freund schien zu stimmen.

– Es sind noch etwa zehn Meilen, die du zu Fuß gehen mußt. Mit dem Auto kommen wir hier nicht mehr weiter.

– Wieviel schulde ich dir für die Fahrt? – fragte Julian.

Der Mann erwiderte ihm etwas, doch Julian verstand ihn nicht. Er nahm das ganze Geld, das er bei sich trug und zeigte es dem Mann. Insgesamt waren ihm viereinhalb Dollar geblieben. Der Mann wurde verlegen. Er nahm drei Dollar, ohne ein Wort zu sagen. Dann verabschiedeten sie sich und sie gingen ihrer Wege.

Die Augustsonne stand noch ziemlich hoch. Julian nahm seinen Koffer, der ziemlich schwer war, und ging auf einem aus Baumstämmen bestehenden Pfad zum Wald. Seinem Plan entsprechend sollte sich am Ende des Weges ein Haus befinden, in dem ein einsamer Mann mit dem polnischen Namen Gołębiowski wohnte.

Nachdem er zwei Stunden gelaufen war, traf er auf eine Gruppe von Arbeitern, die in die entgegengesetzte Richtung liefen. Er fragte sie, wie weit es noch bis zur Abana-Mine sei.

– Wenigstens neun Meilen noch – antworteten sie.

Er setzte sich, um sich auszuruhen. Er aß die Apfelsine und fühlte sich müde und hungrig. Langsam wurde es dunkel. Er hatte Durst, bückte sich, um etwas Wasser aus einer Waldlache zu trinken.

Dann ging er weiter. Er konnte kaum noch seine Beine bewegen, sein Koffer war ihm zur Last geworden. Die Nacht brach an, und es fing an zu regnen. Der Weg war zu Ende. Er überlegte nicht lange und ging geradeaus weiter durch den Wald. Seine Füße stampften durch ein Sumpfgelände, die Schuhe waren voller Wasser und Schlamm. Er selbst wußte nicht, weshalb er seine leichten Schuhe nicht gegen die schweren, höheren Stiefel ausgetauscht hatte, die er in seinem Koffer mit sich trug. Er war wie betäubt und fühlte sich schwach.

So beschloß er, sich auf einen umgestürzten Baum zu setzen und sich auszuruhen. Sein Verstand arbeitete wie im Fieber, ein Gedanke jagte den anderen. Er wollte sich immer noch nicht eingestehen, daß ihm Gefahr drohen könnte, daß er den Weg verloren hatte und er sich allein im Wald, von Sümpfen umgeben, befand. Es war eine richtige Einöde, Meilen entfernt von der nächsten menschlichen Siedlung. Halblaut, fast weinend, begann Julian zu beten.

Plötzlich, in weiter Ferne, hörte er einen Hund bellen. Julian stand auf, und Hoffnung keimte in ihm auf. Es spielte keine Rolle mehr, daß er vollkommen erschöpft und schwach war. Er konnte sich nicht mehr länger ausruhen und beschloß, in die Richtung zu laufen, aus der das Bellen des Hundes zu vernehmen war. Er nahm seinen Koffer, und torkelnd lief er von Baum zu Baum weiter.

Er wußte nicht, wieviel Zeit inzwischen vergangen war. Er stieg über Hügel und rutschte auf der anderen Seite wieder hinab. Endlich kam er auf eine Waldlichtung. In der Ferne sah er ein Licht schimmern. Mit letzter Kraft ging er in diese Richtung weiter. Er bemerkte, daß er sich in einer Schlucht zu befinden schien.

Endlich sah er das Haus und eine menschliche Gestalt. Der Mann schaute Julian an, als wäre er ein Geist. Er half ihm, zur Hütte zu laufen, gab ihm zu essen und zeigte ihm, wo er schlafen konnte.

Am folgenden Morgen führte der Mann ihn vor die Tür und zeigte ihm in der Ferne eine steile, zugewachsene Schlucht.

– Wie bist du nur da hindurch gekommen? Noch dazu bei Nacht! wunderte er sich. Niemand ist jemals da hindurchgekommen, und du hast dazu noch deinen schweren Koffer mitgeschleppt ...

Julian wußte nicht, was er sagen sollte, denn er selbst wußte nicht, wie er das geschafft hatte.

Am nächsten Tag machte er sich wieder auf den Weg. Er mußte noch drei weitere Meilen zurücklegen; ohne Hindernisse erreichte er sein Ziel.

Er begann in der Mine zu arbeiten. Pro Stunde bekam er vier Dollar und zwanzig Cent. Dann begann man mit Entlassungen. Auch Julians Freund verlor seinen Job. Julian war sich nicht sicher, ob nicht auch er seine Arbeit verlieren würde. Immerhin kannte er die Sprache nicht.

Eines Morgens ging er wie gewöhnlich zur Arbeit.

– Wohin gehst du denn? Du bist entlassen worden. Es gibt für dich keine Arbeit mehr – sagte einer der Arbeiter zu ihn. Da er nichts verstand, zuckte er zur Antwort nur mit den Schultern und begann zu arbeiten. Auf diese Art und Weise gelang es ihm, noch einen weiteren Monat zu bleiben. Am Monatsende wurde die Mehrzahl der Leute entlassen. Unter den wenigen, die noch blieben, befand sich Julian. Nach sechs Wochen wurde die Mine geschlossen, und alle wurden entlassen.

Julian ging nach Montreal zurück. Dieses Mal war er nicht allein. Mit einer ganzen Gruppe von Arbeitern verließ er die Mine und ritt zu Pferde nach Trois Rivières zurück. Dort stieg er in den Zug nach Montreal und fragte sich, ob nach seiner Rückkehr wohl sein alter Job als Tellerwäscher im Restaurant noch frei sein würde.

*Język kluczem otwieraj ącym wszystkie zamki o Evie Hoffman / Die Sprache ist ein Schlüssel, der alle Schlösser öffnet / Über Eva Hoffman<sup>8</sup>*

Die Kindheit bedeutet für uns eine andere Welt, sie ist ein anderes Land, nicht selten im wort-wörtlichen Sinne. Gewöhnlich verhalten wir uns ihr gegenüber treu und loyal. Wenn wir auf unsere Kindheitsjahre aus zeitlicher Perspektive zurückblicken, dann fassen wir sie nicht selten in einen Rahmen, der von uns selbst gemacht wird. Wie sieht der Prozeß, den wir durchlaufen, nun aus, wenn sich unsere Kindheit nicht nur auf eine zeitliche entfernte Periode bezieht, sondern wenn uns von ihr eine räumliche Distanz, ein Ozean, eine andere Kultur und Sprache trennen? Wenn wir unsere Kindheit in einem anderen Land, in einem anderen sozialen Milieu und mit uns nahestehenden Menschen verbracht haben, die uns heute so fern erscheinen, daß wir meinen, nicht mehr in den gleichen Kategorien zu denken? Uns haben andere Ereignisse geformt, wir haben mit anderen Menschen unsere Zeit verbracht, uns hat man andere Lieder beigebracht, andere Wiegenlieder vorgesungen und andere Märchen erzählt. Es kann durchaus passieren, daß unsere Erinnerung an die Kindheit nicht immer gut ist, dennoch sprechen wir von ihr meist mit ungeteilter Sympathie. So als gäbe es keine andere Alternative. Doch erinnern wir alle uns auf dieselbe Art und Weise an unsere Kindheit?

Eva Hoffman (geborene Wydra) hatte Polen mit 13 Jahren verlassen. Ihre Eltern, Juden, die den Zweiten Weltkrieg überlebt hatten, wählten, als sie Ende der 50er Jahre aus Polen auswandern durften, Kanada als das Land aus, wo sie sich eine bessere Zukunft für ihre beiden Töchter erhofften. In ihrem Buch „Lost in Translation. A Life in a new Language“ (dt. „Lost in Translation. Ankommen in der Fremde“. Frankfurt a.M. 1993) erschließt Eva Hoffman en détail ihre eigene, in der Stadt Krakau verbrachte Kindheit, wo sich ihre Eltern nach dem Kriegsende niedergelassen hatten. Eva wurde ein Jahr, nachdem in Europa Frieden geschlossen wurde, geboren. Sie wuchs unter Gleichaltrigen in einem katholischen Umfeld auf, von dem ihr ihre Eltern erst später sagten, daß es nicht ihre Welt sei. Wie auch andere gleichaltrige Mädchen gab sie sich gern Träumen hin, verliebte sie sich in einen gleichaltrigen Jungen, der Marek hieß, hatte sie Freundinnen, lernte Klavierspielen und ging zur Musikschule. Wurde ein Kind in Polen krank, dann wurde es ins Bett gesteckt, und die ungeteilte Aufmerksamkeit und Fürsorge der ganzen Familie sowie der Hausbewohner galt dann ganz allein nur ihm. In Amerika – vergleicht die inzwischen erwachsene Eva Hoffman – bedeutet krank sein,

<sup>8</sup> In: Aleksandra Ziółkowska Boehm, *Amerykani z wyboru i inni* (Amerikaner aus Wahl und andere). Warszawa 1998, S. 298-307.

ebenso wie gesund sein, Mühe und Kraftaufwand. Man muß laufen, Gymnastik treiben und nur so vor Schweiß triefen. Erkältet sich jemand, dann rät der Arzt, so schnell wie nur möglich das Bett zu verlassen und aktiv zu sein. Dabei gibt es kein Mitleid.

Die Ausreise aus Polen war eine Zeit, in der es hieß, Abschied zu nehmen, es war eine Zeit voller Schmerz, Ungewißheit und Melancholie. Vor der Abreise sagt die Musiklehrerin, Frau Witeszczak, die sich mit Eva angefreundet hatte, zu ihr: „Zarte Pflanzen lassen sich nur schwer entwurzeln und weiterverpflanzen. Eine Zeitlang wirst du dich wie eine Pflanze mit freiliegenden Wurzeln fühlen. Du wirst lernen müssen, dich zu schützen ...“

Die ganze Familie verläßt mit dem Schiff „Batory“ Polen. Die Beschreibung der 20tägigen Reise beansprucht nur wenig Platz im Buch, doch sie gleicht einem Bild aus einem Film, das in uns eine Spur hinterläßt. Wir lernen Menschen, ihr bisheriges Leben und ihre Hoffnungen kennen. So unter anderem die schwarzhaarige, grünäugige Irena mit dunklem Teint, die die Buchautorin an die literarische Gestalt der Anna Karenina erinnert. In Kopenhagen steigen weitere Passagiere zu, darunter ein junger hellblonder Däne. Irena und dieser junge Mann verbringen viel Zeit miteinander. Sie lächeln sich nur schweigend an, denn sie kennen die andere Sprache nicht. Eva spielt für das Paar auf dem Klavier Musik von Chopin. Als das Schiff schließlich in Halifax anlegt, wartet am Ufer bereits Irenas Ehemann, den sie nur geheiratet hatte, um die begehrte ständige Aufenthaltsgenehmigung für Kanada zu bekommen. Irena wird über die Schiffslautsprecher ausgerufen, während ihr Mann, klein und untersetzt, auf sie am Ufer wartet und nervös auf und ab geht.

Bei Dämmerung verläßt Irena schließlich das Schiff, ohne ihren Mann auch nur mit einem Blick zu würdigen. Doch sie gehen gemeinsam weg. Auf der weiteren Reise sitzt der junge Däne allein in seiner Kabine und betrinkt sich. Nach Jahren fragt sich Eva Hoffman, was wohl mit Irena und jenem jungen Mann geschehen sein mag, doch auch sie weiß keine Antwort darauf zu geben.

Evas Eltern lassen sich in Vancouver nieder und führen ein für Einwanderer typisches Leben. Vor allem sind sie auf sich allein angewiesen. Diese erste Zeit der Anpassung an das neue Land ist zugleich eine Zeit, in der sie einen Kulturschock erleben. Eva fühlt sich verloren, vor allem weil sie sich stark von ihren Altersgenossen unterscheidet. Die in Polen zurückgelassene andere Welt und die in Kanada vorgefundene neue Welt wird ihr täglich, immer, selbst in völlig unerwarteten Situationen, bewußt. Ihre Freundinnen aus Polen schreiben ihr über ihre unverbrüchliche, bleibende Freundschaft, daß sie immer an Eva denken würden. Ihre

kanadischen Freundinnen schreiben dagegen einfache Sätze auf, zum Beispiel daß sie sich ihr Lächeln bewahren solle, daß sie sich freuen würden, Eva kennengelernt zu haben, daß es einfach *fun* mache, sie zu kennen.

Als sich Eva entschlossen hatte, ein Tagebuch zu führen, weiß sie nicht recht, in welcher Sprache sie ihre eigenen Gedanken und Überlegungen niederschreiben soll. Das Englische war für sie immer noch eine fremde Sprache, in der sie ihre Gefühle nicht exakt wiedergeben konnte. Als Eva jedoch versuchte, ihre Gedanken auf polnisch wiederzugeben, konnte sie keine entsprechenden sprachlichen Bezeichnungen finden, um ihre neugewonnenen Freunde und Freundinnen vorzustellen: *spunky, clever, shy ...*

Die polnische Sprache verfügte über andere Regeln, über eine andere Melodie und über andere Wortbedeutungen. Selbst das Gefühl für Humor ist anders, über Evas Witze konnte in Amerika keiner lachen. Eva vermochte nicht, in der Ich-Form zu schreiben; deshalb begann sie über sich in der dritten Person zu berichten, so als würde damit ein nötiger Abstand zu ihr selbst geschaffen, jenem Mädchen gegenüber, das das Englische immer noch als eine Fremdsprache betrachtete. Selbst das Wort *friend* hatte im Englischen einen anderen Bezug als das polnische Wort für Freund, „przyjaciół“.

Eva hatte schnell begriffen, daß die fremde Sprache beim Betreten ihrer neuen Welt ein entscheidendes Hindernis darstellte. Deshalb beschloß sie, alles Mögliche zu unternehmen, um diese Barriere zu überwinden. Eva begann wie besessen, Wörter zu sammeln. Sie trug sie zusammen, eignete sie sich schnell an, speicherte sie in ihrem Gedächtnis und suchte nach neuen. Wie besessen lernte sie die neue Sprache. Für Eva war es nicht einfach, die Sprache mit dem Konkreten der sie umgebenden Welt zu verbinden ... *signifer, chiseled, sculpted, ribbed ...* Sehr schnell erwarb sie sich gute Kenntnisse, doch das Englische war noch keine ihr gehorchende, folgsame und nahestehende Sprache geworden. Es gab Zeiten, in denen Eva zwischen beiden Sprachen stand – dem Polnischen, das langsam an Farbigeit verlor, und dem Englischen, das noch keine Farbe angenommen hatte. Die Abschnitte des Buches, in denen die Verfasserin über ihren Kampf, über ihr Ringen berichtet, die fremde Sprache noch besser kennenzulernen, damit sie zu einer für sie echten, authentischen Sprache würde, gehören zu den wertvollsten und interessantesten des ganzen Buches.

Kanada, wo Eva Hoffman ihre ersten drei Jahre nach der Ausreise aus Polen verbracht hatte, bleibt ihr nicht nur als angenehmer Ort in Erinnerung. Erst nach Jahren sollten sich diese Eindrücke ändern. Heute ist Kanada für Eva Hoffman vor allem die Stadt Vancouver, wo weiterhin ihre

Eltern und ihre jüngere Schwester, Alina Posthuma-Wydra, Doktor der Psychologie, leben.

Das Wichtigste passiert im Buch allerdings in den Vereinigten Staaten. Eva Hoffman hatte die englische Sprache und Literatur zum Hauptgegenstand ihres Studiums gewählt. Ihnen widmete sie die nächsten Jahre, mehr noch, ihnen widmete sie ihr ganzes Leben. Es war nicht mehr wie in Polen die Musik, sondern die Sprache. Eva Hoffman wurde an der Rice University in Houston zum Studium angenommen und fuhr nach Texas. Sie war eine begabte und fleißige Studentin, sie erhielt Stipendien, und schließlich verteidigte sie ihre Doktorarbeit an der Harvard University. In ihrem neuen Land, das sich weit vor ihr öffnete, fühlte sie sich immer besser.

Allerdings schreibt sie, daß es mehr als 14 Jahre gedauert hatte, bis sie die Nuancen und die Musik der englischen Sprache erkannte und spürte. Ein wahrer Geistesblitz durchzuckte sie während ihres Unterrichts mit Studenten, als sie ihnen das Gedicht von T.S. Eliot „The Love Song of J. Alfred Prufrock“ erläuterte. Plötzlich vernahm sie – wie sie es nennt – fremde Worte, die sie mit ihrer ganzen Kraft ansprachen. Die Wörter waren – so wie in ihrer Kindheit – zu einem schönen Werkzeug, zu einem Schlüssel geworden, mit dem sie nun umgehen konnte. Doch dieses Mal sollten die Wörter noch reicher, noch besser und noch sorgfältiger ausgewählt werden. Als Eva Hoffman spürte, daß die Sprache ihr zu gehören begann, daß sie diese mit ihrer ganzen Seele verstand, begriff sie, daß sie nun wirklich in der Neuen Welt angekommen war.

Das Buch „Lost in Translation“ hat viele Schichten. Es zeigt nicht nur, wie man in eine andere Sprache, sondern auch in eine neue Kultur und Gesellschaft hineinwächst. Aber es zeigt auch den Übergang vom Kindes- ins Erwachsenenalter. Dieser Prozeß hatte bereits in Kanada begonnen, d. h. Eva hatte die Welt der Erwachsenen in einem ihr fremden Land betreten, das im ersten Augenblick in ihr Kritik und Widerstand weckte. Alles erschien ihr damals in ihrem fernen, zurückgelassenen Land besser zu sein. Polen glich ihr im Vergleich mit Kanada einem wahren Paradies. In Krakau hatte geselliges Leben geherrscht, hatte man sich unterstützt und gegenseitig geholfen. Die Menschen hatten sich besucht, waren zusammen ins Kino oder ins Theater gegangen. Die Eintrittspreise waren für die meisten erträglich gewesen. In der neuen Heimat nahm Eva an Partys teil, die ihr langweilig, manchmal zu schrill, zu überdreht und ohne Wärme erschienen.

Über all diese Dinge schreibt Eva Hoffman aus einer zeitlichen Perspektive, die mehr als 30 Jahre beträgt. Es ist die Perspektive einer Journalistin, die für die größte New Yorker Zeitung, „New York Times“, ge-

arbeitet und dort eine führende Stellung eingenommen hatte. Die Sprache diente der Journalistin täglich, sie war ihr Material, ihr Werkstoff geworden. Eva Hoffman schlug in der amerikanischen Gesellschaft, in der New Yorker künstlerisch-literarischen Welt Wurzeln. Noch als Studierende war sich Eva bewußt geworden, daß Amerika eigentlich „ihr Land“ war, daß es der Ort war, an dem sie ihr weiteres Leben verbringen möchte, das sie sich selbst gewählt hatte und gegenüber dem sie auch Verpflichtungen hatte ... Sie möchte Amerikanerin sein. Doch dieser Prozeß ist nicht einfach. Eva Hoffman hört und schaut aufmerksam zu, was von ihren Freunden und Kollegen immer wieder bestätigt wird. Sie vermag sich einzuhören, Neues im Gedächtnis festzuhalten, sie möchte so viel wie nur möglich lernen und erfahren. Bereits an der Rice University in Texas stellt sie fest, daß ihre Studienkollegen und Kolleginnen aufgehört haben, sich zu wundern, daß sie anders, daß sie eigentlich eine Fremde sei. Mehr noch, für sie möchte sie keine Europäerin, niemand anderes und aus diesem Grunde interessanteres mehr sein. Sie hat sich ihre eigene Meinung über das neue Land gebildet und teilt diese auch anderen mit. Ihre Studienfreunde akzeptieren sie und diskutieren über viele Dinge mit ihr. Eva muß sogar feststellen, daß sie ihren Kommilitonen ganz ähnlich ist, denn auch ihre Bekannten und Freunde fühlen sich einsam, was wohl ein amerikanisches Charakteristikum sein könnte.

Das Ende des Buches zeigt die weitere berufliche Entwicklung und persönliche Entfaltung von Eva Hoffman. Sie hat ihren Platz in der amerikanischen Gesellschaft gefunden. Sie hat sich eine Wohnung gesucht und lebt in Manhattan. An ihre Eltern schreibt sie, daß sie wie viele ihrer Bekannten geschieden wurde, und wie viele andere Amerikaner geht auch sie zum Psychiater. Ihre Mutter hatte schon früher einmal Eva Hoffmans Persönlichkeit als „englisch“ beschrieben. Das hieß, Eva konnte schon damals ihre Gefühle, Ärger und Zorn, aber auch Sehnsucht und Traurigkeit kontrollieren.

Ich besuchte Eva Hoffman in ihrer Wohnung in Manhattan in der 78. Straße. Sie ist zierlich und klein, macht einen freundlichen Eindruck. Wenn man ein derart persönliches Buch wie „Lost in Translation“ gelesen hat und nach der Lektüre die Verfasserin trifft, fällt ein Gespräch nicht schwer. Man gewinnt den Eindruck, daß man sich gegenseitig versteht.

Was ist nun aus dem Mädchen Eva geworden, das in Polen herangewachsen und erzogen worden war? Eva Hoffman sagte mir, daß sie manchmal ein Gefühl habe, als ob sie ihre nationale Herkunft, ihr kulturelles Erbe verloren hätte, und sie bedauert, daß sie keine ausgeprägt nationale Identität mehr besitzt. Diese Identität ist gerade für ihre polnischen Freunde ganz „normal“; sie müssen nicht erst darüber nachden-

ken, wer sie eigentlich sind. Jeder von ihnen hat eben seine *identity*, muß nicht erst versuchen, diese beim Nachdenken in Form einer besonderen Beichte zu erkunden. Gleichzeitig spürt Eva Hoffman aber, daß sich ihr Gesichtskreis, ihr Horizont wesentlich erweitert hat, und sie schätzt ihre Zugehörigkeit zu zwei Kulturen. Wäre sie erst im Jahre 1968 emigriert, dann hätte sich ihre Identität voll und ganz in Polen herausgebildet. Wahrscheinlich wäre ihr dann der vollkommene Einstieg in die neue Gesellschaft, Sprache und Kultur nicht gelungen, wäre sie, ihren eigenen Worten zufolge, nicht angekommen.

Die polnischen Freunde von Eva Hoffman sprechen oft von Amerika als einem Ort, wo sie gern leben würden. Ohne lange zu überlegen, teilen sie ihr ihre oft vorschnell gefaßten und einseitigen Meinungen über Amerika und das polnische Exil mit. Eva ist in ihren Gefühlsäußerungen und Meinungen dagegen vorsichtiger, ist sich aber darüber, was sie in ihrem bisherigen Leben erreicht hat, durchaus bewußt.

Eva Hoffman hat eine enge Freundin, Miriam, die sie seit 20 Jahren kennt und die in St. Louis geboren wurde. Über diese Freundschaft hat sie einen Einblick in die „amerikanische Vergangenheit“ gewonnen, hat das Heranwachsen, die Ehe, die Berufsjahre, die Erinnerungen ihrer Freundin verfolgen können, und sie kennt die Lieder, die vor 20 Jahren gesungen wurden und ihr vertraut sind, gut.

„Lost in Translation. A Life in A New Language“ erschien in den USA, in Kanada und in England, aber auch in Japan, Deutschland und in Frankreich; 1993 wurde es in Polen mit dem Titel „Zagubione w przekładzie“ (dt. etwa: „Beim Übersetzen verloren“) veröffentlicht. Das Buch zeigt Befindlichkeiten im Zuge des Adaptationsprozesses, der Integration in die amerikanische Kultur, aber auch den Einfluß dieses Prozesses auf die menschliche Persönlichkeit. Im Gespräch möchte Eva Hoffman den Stoff, der im Buch enthalten ist, noch ergänzen:

„Ich freue mich über das Interesse, das mein Buch geweckt hat. Als ich es schrieb, war ich mir darüber gar nicht im klaren. Ich wußte nicht, wen meine Erlebnisse aus Krakau, Vancouver, Houston, New Cambridge, New York eigentlich interessieren könnten. Und ich wollte auch keine typische Autobiographie schreiben, deshalb bin ich immer wieder von der Erzählweise abgewichen. Nachdem das Buch erschienen war, trafen immer mehr Briefe ein, die mir große Genugtuung bereiteten. Ich verspürte die Notwendigkeit, ein solches Buch schreiben zu müssen. Es ist aus einem inneren Bedürfnis, aus einer Obsession heraus entstanden. Ich hörte für eineinhalb Jahre auf, für die ‚New York Times‘ zu arbeiten, um Zeit ganz allein zum Schreiben meines Buches zu haben. Dabei halfen mir auch Stipendien, die ich erhielt. Lange schon sammelte ich Material

über das Phänomen Sprache. Ich wußte, daß die Sprache eine Art Mittelpunkt meines Buches darstellen sollte, um das sich alles andere drehen sollte. Anfänglich hatte ich noch die Absicht, ein Buch über Schriftsteller aus Osteuropa zu verfassen, die in der Fremde des Exils schreiben. Doch dann stellte sich heraus, daß ich ein ganz persönliches Buch schreiben wollte.

Zuerst schrieb ich umfassend über den Einfluß der Sprache auf die Persönlichkeit des Menschen. Nachdem ich das niedergeschrieben hatte, begann ich über Polen und über meine Krakauer Zeit zu schreiben. Dabei wußte ich noch nicht, welcher Stellenwert diesen Jahren in meinem Buch zukommen würde. Es war sehr angenehm für mich, über meine Kindheit zu schreiben. Meine Kindheit war sehr glücklich gewesen. Dieses Kapitel meines Lebens ist inzwischen abgeschlossen, und es reicht heute aus, die fertigen Bilder einzelner Zeitabschnitte abzurufen. Ich wollte nicht über mein heutiges, gegenwärtiges Leben, über meine Umgebung und persönlichen Dinge schreiben, die um mich herum passierten. Sie sind einfach noch zu frisch, es gibt noch keinen Abstand zu ihnen, und ich wollte auch niemanden verletzen.

Sie meinten, daß, wenn man keine Märchen in der anderen Sprache kennt, wenn man nicht die gängigen Kinder- und Jugendbücher gelesen hat, daß man dann eine Art Lücke, ein Vakuum im Kopf habe. Das stimmt, ich kenne die amerikanische Kinderliteratur nicht, doch jetzt hat diesbezüglich für mich ein neuer Abschnitt begonnen: Meine jüngere Schwester Alina hat zwei Kinder. Mit diesen Kindern beginne ich noch einmal, Kinderbücher zu lesen.

Mein Verhältnis zur Sprache gleicht bis heute einem Liebesverhältnis voller Spannung. Sprache ist für mich immer sehr wichtig gewesen, vielleicht weil ich ein musikalisches Gehör besitze. Ich wußte, daß dieses Gehör wichtig ist, um eine neue Sprache zu erlernen, und daß es wie einst in der Kindheit sein sollte: daß die Sprache mir wieder alle Schlösser öffnen sollte. Wenn die Sprache nicht vollständig die Seele und den Geist durchdringt, dann geht ein Teil der Persönlichkeit verloren. Wie bekannt, verfaßt der polnische Nobelpreisträger Czesław Miłosz keine Gedichte in englischer Sprache, und auch Isaak B. Singer schrieb nicht auf englisch. Doch Vladimir Nabokov zum Beispiel drückt sich hervorragend in mehr als zwei Sprachen aus, J. Brodsky verfaßte sogar Gedichte in Englisch, und S. Beckett faßte irgendwann einmal den Entschluß, neben Englisch auch in französischer Sprache zu schreiben. Ich habe die Sprache zuerst in der Poesie ‚gespürt‘, ich war 13 Jahre alt, als ich mit dem Englischen in nähere Berührung kam. Und es war früh genug, um sich diese Sprache entsprechend anzueignen.

Sie hatten eine Frage gestellt, die die Entfremdung des Menschen in Amerika betrifft. Die Entfremdung ist hier ein tatsächliches Problem (so wie in Polen zum Beispiel ein wichtiges Merkmal der Literatur das ausgeprägte Nationalgefühl ist), sie ist aber auch ein kulturelles Unterscheidungsmerkmal. Amerika ist ein riesiges Land, das mit der Einwanderung und Flucht von Menschen begann. Jene Menschen hatten ein Land im Blick, in das sie flüchten konnten, hier konnten sie immer wieder einen neuen Ort finden. Daraus hat sich das amerikanische Individualitätsethos entwickelt, das durchaus seine Vorzüge besitzt, andererseits aber auch ein Gefühl der Einsamkeit hervorrufen kann. Anstelle des Zwanges, mit anderen Menschen zusammenzuleben, gab es hier die Möglichkeit, sich von ihnen zu trennen. Die Familien in unserem Atomzeitalter, die Frau in ihrem Haus ohne Kontakt mit der Welt – sie alle leiden an dieser Entfremdung und sind sich dessen bewußt. Andererseits bewundere ich die Offenheit Amerikas.

Der amerikanische Moralismus ist ein anderes Thema, der seine puritanischen Wurzeln hat. Das sieht man in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Bei Scheidungen geht man beispielsweise vom dem Prinzip aus, daß Ehebindungen sauber sein sollten, daß sie nicht auf Ehebruch oder Lüge basieren sollten.

Mein zweites Buch ist eher von reportagehaftem Charakter, es ist ein Buch über eine Reise durch Osteuropa. Es heißt ‚Exit into History‘ (‚Ausstieg in die Geschichte‘). Es ist eine Mischung von Reiseeindrücken, von Porträts von Menschen, die ich getroffen habe, und es ist eine Analyse der damaligen Situation im östlichen Europa. Natürlich gehe ich in diesem Buch auch der Präsenz der Juden in Osteuropa nach, ein Problem, das zur Zeit besonders aktuell und kompliziert ist.

In Polen haben mir Leute erzählt, daß sie, nachdem sie mein Buch gelesen hatten, ihr Krakau wiedererkannt und wiedergefunden haben. Ich sehe das als ein großes Kompliment an. Polen habe ich das erste Mal erst nach 1976 wieder besucht. Ich fuhr damals nach Krakau und habe Freunde besucht. Für mich existiert Krakau sozusagen in zweifacher Hinsicht: das Krakau meiner Kindheit und das heutige Krakau, das ich als Erwachsene und nicht selten auch aus beruflichen Gründen besuche. Manchmal überschneiden sich diese beiden Wahrnehmungen, legen sich übereinander, und die Stadt erscheint wie ein Traum. Es gab zum Beispiel einen Moment, in dem ich mich als das kleine Mädchen von damals fühlte. Während einer meiner Besuche in Krakau hatte es stark geregnet, und ich stellte mich in einer nahen Kirche unter (in Polen sind die Kirchen immer geöffnet). Ich sah das mir vertraute Innere der Kirche, den Altar, das Becken mit dem geweihten Wasser. Es war eine Kirche, die ich als kleines Mädchen oft besucht hatte. Die Zeit war gleichsam stehengeblieben.

Das Thema meiner Doktorarbeit, die ich an der Harvard University schrieb, bezog sich auf die Groteske in der Literatur des 20. Jahrhunderts. In dieser Arbeit habe ich sozusagen meine eigene Biographie kodifiziert. Die Literatur der Groteske beruht vor allem auf dem Bruch von Normen, und das Leben eines Emigranten bzw. Exilanten gleicht ebenfalls einer radikalen Veränderung von Normen. Der polnische Schriftsteller und Literaturkritiker Jan Kott schrieb im Vorwort zu seinem Buch ‚Szekspir współczesny‘ (‚Der moderne Shakespeare‘), daß Polen das Zentrum der Groteske im 20. Jahrhundert sei.

Ich fühlte mich jedoch nicht zum akademischen Leben berufen, und so ging ich mit großem Elan zur Journalistik über. Ich ging nach New York, weil ich dort ein sehr intensives intellektuelles Leben vorfand. Zunächst war ich nur für ein Jahr wegen eines Postdoc-Studiums in die Stadt gekommen. Doch letzten Endes ließ ich mich hier nieder. Von einer kleinen Unterbrechung abgesehen, arbeitete ich zehn Jahre lang für die ‚New York Times‘, hatte die wichtige Stellung einer Redakteurin inne, habe aber auch selbst sehr viel geschrieben. Vor allem habe ich mich mit allen möglichen Fragen und Bereichen der Kultur beschäftigt: dem Buch, dem Film und der Musik. Ich besaß sozusagen den kulturellen Schlüssel zur Stadt, erhielt Eintrittskarten für alle Vorstellungen, die Oper, für Ausstellungseröffnungen usw. Heute schreibe ich noch ab und zu für die ‚New York Times‘, denn ich halte sie für ‚meine‘ Zeitung.

Ob ich weitere Pläne habe? ... Ja, ich schreibe einen neuen Roman, und ich schreibe ihn in England. Ich habe ein Guggenheimstipendium erhalten, das mir dabei hilft. Das Buch handelt von einer Pianistin, die in unserer Zeit, in der Gegenwart lebt, durch Europa reist und Konzerte gibt. Viel Zeit muß sie auf Flughäfen verbringen, in anderen Hotels übernachten, es umgeben sie unbekannte, anonyme Menschen. Doch sie lebt mit der Musik des 19. Jahrhunderts. Welche Welt ist nun die echte, wahre – die der Musik oder die sie umgebende, reale? Ich freue mich, daß ich die Chance habe, über Musik zu schreiben. Das ist eine andere Rückkehr von mir ...“

1997 erschien ein neues Buch von Eva Hoffman: „Shtetl. The Life and Death of a Small Town and the World of Polish Jews“ („Shtetl. Leben und Tod einer kleinen Stadt und die Welt der polnischen Juden“), im Verlag Houghton Mifflin.